

ja sehr zu mögen“, freuten sich einige, und andere dankten für „ein Geschenk des Himmels“.

Die zweite Statio machte uns mit dem Stein als Baumaterial vertraut. Einige Kinder holten größere Steine aus dem Bach, dem unser Weg folgte. Wir beschrifteten sie mit Begriffen wie Liebe, Hoffnung, Freude, Lachen, Frieden, Freundschaft, Freiheit: Bausteine, die wir zum Leben brauchen. Dazu hörten wir die Geschichte vom König von Sparta, der seine Leibgarde als lebendige Mauer darstellte, und übertrug dieses Bild auf die Kirche: kein Bau aus toten Steinen, sondern ein Haus, in dem die Christen, die Freunde von Jesus, jede(r) für sich seinen Platz, ihre Aufgabe haben, wichtig, wertvoll und unersetzlich sind. Die beschrifteten Steine gehören fest dazu –

„Keine Angst,  
ich passe auf!“

auch wenn das reale Haus, das die Kinder daraus zu bauen ver-

suchten, mit den nassen, glitschigen Steinen aus dem Bach nicht ganz so stabil geriet.

Ein lebendiger Stein zu sein und seinen Platz unter den anderen einzunehmen, setzt Vertrauen voraus. Das sollten die Eltern und Kinder auf dem nächsten Wegstück hautnah spüren und einüben – bei einem „Vertrauensspaziergang“ mit einem „Blindenführer“. Zunächst nahmen die Erwachsenen die Kinder an die Hand und führten sie ein Stück Weg, dann tauschten sie die Rollen. Beeindruckend, wie sorgsam und liebevoll die Kinder ihre Eltern führten und immer wieder sagten: „Du brauchst keine Angst zu haben, ich passe schon auf.“ Manche führten ihre Mütter und Väter an einen Baum oder Strauch, um sie durch Tasten erraten zu lassen, was sie vor sich hatten. Gerade die Erwachsenen spürten dabei sehr deutlich, wie schwer es ist, sich anzuvertrauen, erst recht sich einem Kind zu überlassen. „Ich habe es nicht ausgehalten, die Augen geschlossen zu lassen“, gestand eine Mutter hinterher. Für manche ein Anlass zur Nachdenklichkeit: Kann ich noch vertrauen? Wem vertraue ich? Wie sichere ich mich ab? Vertraue ich Gott?

Auf dem weiteren Weg und an den beiden Stationen stand der Baum als Symbol für Liebe und Treue im Mittelpunkt. Unterwegs gingen wir ein Stück weit mucksmäuschenstill, nur den Geräuschen des Waldes, den Vögeln und unseren Schritten auf dem Waldboden lauschend. Oder die El-

tern gingen einige Minuten lang ganz alleine zu zweit, angeregt durch eine Impuls-Geschichte: Was liebe und schätze ich an meinem Partner? Wofür möchte ich ihm danken? Die Paare teilten sich das einander in einer „Liebeserklärung“ mit, und es war anrührend zu beobachten, wie viele sich an den Händen fassten oder die Arme umeinander legten.

Schon das Ziel der Wallfahrt, den Altenberger Dom, vor Augen, ließen wir uns auf einer sonnenbeschienenen Wiese nieder und nahmen die mitgebrachten Steine aus der Tasche. Sie sollten zu Botschaftern werden: Die Erwachsenen beschrifteten und bemalten sie mit Erfahrungen, Wünschen, Gedanken, die sie unterwegs gesammelt hatten, und gaben sie dann in einen der großen Körbe, aus denen jede(r) sich am Abend einen Stein mit nach Hause nehmen sollte – als Erinnerung, Mutmacher, Freude- und Hoffnung-Bringer für den Alltag.

Wir reichten uns die Hände und verabschiedeten uns an dieser Stelle voneinander. Es lagen zwar noch einige gemeinsame Stunden bei Aktionen rund um den Dom und der Gottesdienst vor uns, aber die Zeit in „unserer“ Gruppe ging hier zu Ende. Es war schön, im Laufe des Nachmittags immer wieder Gesichter zu sehen, die durch den gemeinsamen Weg vertraut geworden waren. Ein freundliches Lachen, ein Hallo, ein kurzes Gespräch, ein Händedruck, ein Danke und ein Auf Wiedersehen – Zeichen von guten Erfahrungen auf dem Weg, miteinander, aber auch mit Gott.

Trudel Zimmer

## SPIRITUELLE MOMENTE

### Wuschelsegen

Als Erzieherin erlebe ich ganz unterschiedliche und oft unterschwellige Formen von religiösen Gesten bei jungen Eltern und Großeltern, vor allem beim Sich-Verabschieden. Großmütter geben ihren Enkeln einen Kuss, Großväter streicheln ihnen über den Kopf und sagen etwa: Pfüat di! Oder: Mach's gut! Auch bei Eltern, die ich ansonsten nicht als „religiös“ erlebe, spüre ich dabei oft eine tiefere Bewe-

## Gott ist schon da

### AUSSICHTEN

Die (religiöse) Erziehung ihrer Töchter  
verlief ganz anders als von Marianne  
Willemsen erwartet. Aber sie findet: Das  
macht nichts

**M**eine Töchter sind heute 14 und 18 Jahre alt. Mit ihrer Geburt begann für mich ein langer Lern- und Reifungsprozess.

Von Anfang an entwickelte sich das Leben mit Antonia (14) und Anne (18) als doppeltes Wechselspiel. Da war zum einen einerseits die Notwendigkeit, in mir selbst zu ruhen, und andererseits die Erfahrung, dass ich mich selbst loslassen, nicht mehr so wichtig nehmen musste, weil die ganz alltäglichen Wünsche und Bedürfnisse der Kinder nun meinen Alltag bestimmten: Wie kann ich ich selbst sein, wenn ich andauernd fremdbestimmt werde? Und da war zum anderen die Spannung zwischen Loslassen und Geborgenheit geben: Wie kann ich mit den Anforderungen wachsen, die meine Kinder an mich stellen, ohne sie festzuhalten und ihnen lästig zu sein? Wie kann ich mit meinen Kindern meinen Glauben teilen, ohne ihn ihnen überzustülpen?

Antonia erschien mir so ähnlich und nahe, dass ich immer wieder aufpassen musste, sie

auch in ihrem Anderssein wahrzunehmen. Bei Anne dagegen hatte ich anfangs das Gefühl, sie vielleicht niemals verstehen zu können. Anne war ruhig und freundlich, aß schlecht, schlief gerne und viel, allerdings nur in ihrem eigenen Bett. Sie reiste nicht gerne und entwickelte auch kein großes Neugierverhalten; auf fremde Leute reagierte sie mit Geschrei. Ich selbst war da ganz anders. Und Annes Bedürfnisse standen nicht selten meinen eigenen im Weg. Ich reiste gerne, besuchte gerne meine Freunde in ganz Deutschland – und Anne musste natürlich mit. Wenn es etwas zu entdecken gibt, bin ich Feuer und Flamme und ich verzichte gerne auf jeden Schlaf. Und Annes Notwendigkeit, bis zum vierten Lebensjahr mittags zwei(!) Stunden in ihrem Bett zu schlafen, störte nicht nur meinen gesamten Tagesablauf, sondern auch meine Lebenslust. Ich selbst wollte immer wieder andere Spiele mit Anne spielen, sie hing immer wieder an denselben. Ich spürte meine Ungeduld und den Impuls, Anne so zu erziehen, wie ich mir das Leben für sie vorstellte.

Theoretisch versuchte ich zu verstehen: Meine Kinder sind eigene Lebewesen und eigenwillige Persönlichkeiten. Meine Aufgabe ist es, ihnen zu helfen, ihren eigenen Weg zu finden und ihre eigene Persönlichkeit zu entwickeln. Meine Idee davon, wie sie sein sollen und wohin ich sie erziehen sollte, muss ich loslassen; sie sind Kinder Gottes. (Gar nicht so einfach, wenn von den Großeltern bis zu den Nachbarn eigentlich alle genau wissen, wie man Kinder im Glauben erziehen müsste, damit aus ihnen etwas wird!) Das alles geht nur, wenn ich den Gedanken aufgebe, dass es von mir abhängt ist, ob ihr Leben gelingt oder nicht. Und wenn ich darauf verzichte, wirklich bis ins letzte verstehen zu wollen, wie sie sind oder sein sollten. Sie sind Gottes Geheimnis und mir „nur“ anvertraut. Meine Aufgabe ist es, ihnen zu zeigen, wie sie in Gemeinschaft mit anderen Leben können, sie in ihrem Anderssein ernst zu nehmen, ihnen immer wieder Anregungen zu ge-

Sie sind mir  
„nur“ anvertraut